

Das Gericht.

Novelle von Hermann Treßler, Chemnitz.

Nun war der Grundstücksprozess zwischen den beiden Konturrenten zu Ende. Das Urtheil war gefällt, und zwar zugunsten Nikolas Peters, des zweiten Fabrikanten.

Mit großen Zügen unterschrieb er das Protokoll und schritt selbstbewußten Blickes aus dem Gerichtssaal hinaus, wo vor dem Portale das elegante Coupé seiner Kutsche stand, um ihn nach Hause zu bringen.

Schweigend machte ihm die verammelte, neugierige Menge Platz, aber kein Gruß oder Glückwunsch wurde ihm zugerufen. Es wurde im Gegentheil noch stiller, als Nikolas Peters ersah, so still, daß man das leise Atmen seiner Kutschknechte hören konnte.

Und Nikolas Peters hatte das unangenehme Gefühl, daß ihm diese hundertköpfige Menge durch die Augen ins Herz fahre. Er legte den turgen Weg möglichst schnell zurück und wagte nicht ein einziges Mal, den Blick aufzuheben.

„Wenn dem einmal das Gewissen kommt!“ flüsterte einer seinem Nachbarn zu und machte hinter dem schnell davontrollenden Wagen eine Faust.

„Woh! Sei vorsichtig! Er hat ein Papier beigebracht mit der Unterschrift, und die Unterschrift ist als echt befunden worden. Was kann man sagen!“

„Und was hat auf dem Papier gestanden?“

„Daß er das Grundstück dem alter Herrn Georg Lebbin auf dreißig Jahre zur Nutzung geliehen hat, und daß es am ersten April dieses Jahres an ihn zurückfallen soll.“

„Und die Unterschrift hat gestimmt, sagt du?“

„Hat gestimmt!“

„Aber Herr Lebbin jr. hat doch von der ganzen Sache nichts gewußt!“

„Er ist ja damals, als der Handel abgeschlossen worden sein soll, erst ein Knabe von sieben Jahren gewesen. Nun, und dann ist sein Vater bald gestorben und der junge Herr Lebbin ist in Quedlinburg gezogen worden und hat dann die Konturrenz hier gegründet. Da war es natürlich aus. Es ist über die Sache wohl nie gesprochen worden zwischen den beiden Konturrenten. Und jetzt, wo Herr Lebbin seine Fabrik hat vergrößern wollen, hat Nikolas sein Papier herorgebracht.“

„Hm!“ machte der andere und nagte an der Unterlippe. „Wofür muß denn der alte Lebbin von Nikolas Peters das Grundstück erhalten haben?“

„Man sagt, für seine Erfindung der Gießmaschinen, die er an jenen gegen das Grundstück eintauschte. Er war Gärtner, und es war ihm daran gelegen, hier in der Stadt ein geeignetes Grundstück zu erhalten, um sein Geschäft in die Höhe zu bringen. — Aber sieh, da kommt Herr Lebbin!“

Aus dem Gerichtsportale trat ein hochgewachsener Mann in den vierziger Jahren. Seine blauen Augen gingen flüchtig über die Menas, aus der ihm mander Gruß auflos. In seinem Gesicht stand Empörung über den Sieg seines Gegners geschrieben, die er nur schwer meistern konnte.

„Kopf nicht hangen lassen, Herr Lebbin!“ rief einer aus der verammelten Menge.

„Hauefrüchte fallen zuerst ab! Für den ist die Ferne bald reif!“ setzte ein anderer hinzu und die Menge stimmte beifällig ein.

Mit einem leichtkopfnicken dankte Lebbin für die Theilnahme und schritt an der Seite seines Rechtsanwaltes schnell seiner Wohnung zu.

Der größere Teil seines Grundstückes und der Fabrikbau waren somit für ihn verloren. Von heute ab war er ruiniert; denn es war klar, daß Peters ihn, den kleinen Fabrikanten, innerhalb eines Jahres an die Wand gedrückt hätte. Mit einem schmerzlichen Blick umschaute er das Grundstück, auf welchem der Bauplatz bereits abgeflakt worden war. — Es lag zwischen seinem kleinen Wohngebäude und der pompösen Parkanlage, die zur Villa Nikolas Peters gehörte.

Zu Hause angekommen, ließ er sich in seinen Lehnstuhl fallen und bot seinen Rechtsanwalt Platz zu nehmen.

„Was sagen Sie zu der Schrift, Herr Doktor?“

„Hm! Sie ist von Ihrem Herrn Vater unterschrieben.“

„Also ist nichts mehr zu thun?“

„Eine Revision hätte keinen Erfolg. Außerdem hat ja Ihr Gegner den Eid auf die Echtheit des Schriftstücks geleistet und somit jeder Weiterung ihrerseits den sichersten Riegel vorgeschoben. Der einzige, der ihm wirksam entgegenzutreten könnte, Ihr Herr Vater ist nicht mehr am Leben, somit ist die Sache — am Ende.“

„Aber von dem ganzen Handel findet sich nirgends sonst etwas Schriftliches vor; weder im Testament, noch in den Verfügungsurkunden ist die Rede von einem geliehenen Grundstück, sondern nur von einem eigenen Besitz.“

„Es thut mir leid, Herr Lebbin! Wie ich Ihnen schon sagte, heißt jener das endgültige Beweisstück in Händen: die Urkunde, die Ihr Herr Vater unterschrieben hat.“

„Also aus, alles aus!“ seufzte Lebbin, und meine Familie wieder auf dem Punkte, wo ich vor zehn Jahren angefangen habe.“

„Lassen Sie den Muth nicht so schnell

sinken, lieber Herr Lebbin! Sie sind jung und können noch viel vor sich bringen. Legen Sie sich doch wieder auf ihr künstlerisches Schaffen. Ihr Name hatte seinerzeit doch als der eines Bildhauers einen guten Klang. Ist nicht ihr „Brunnen der Gerechtigkeit“ vor einigen Jahren auf der Sculpturausstellung in Frankfurt prämiirt worden?“

„Ja, es war mein erster größerer Erfolg. Aber seit ich verheiratet bin, mußte ich der brotlosen Kunst abesagen. Meine Mittel waren durch die Kunststudien sehr angegriffen worden.“

„Hm! Aber was gedenken Sie zu thun?“

„Ich weiß es nicht!“

„Nicht zu schnell handeln! Wir reden noch darüber. Für heute: Gute Nacht!“

Er schüttelte dem Niebe-geschlagenen herzlich die Hand und verabschiedete sich.

Lebbin blieb für sich allein. Er überdachte den Vorschlag des Rechtsanwaltes wieder zur Kunst überzugehen. Ja, was sollte ihm das! Er fühlte nicht die elementare Befähigung zum Künstler in sich. Der „Brunnen der Gerechtigkeit“ war wohl nur ein sogenannter „guter Griff“ gewesen. Er verbandte ja seine Entschung auch nur einer Zufallsidee. Er hatte damals ein Juuenbildniß seines Vaters in die Hände bekommen, das ihn mit seinem scharfgeschnittenen Gesicht und der schulbfreien hohen Stirn auf den Gedanken gebracht hatte, seines Vaters Antlitz in der allegorischen Figur einer männlichen Nemesis zu verewigen.

Nur dieser Umstand hatte ihm ja das Glück, prämiirt zu werden, eingetragen. Die Jury hatte auch mehrfach betont, daß das Figürliche nicht mit allen anderen ausgestellten Werken erfolgreich konkurriren konnte, aber das Antlitz seiner „Gerechtigkeit“ verdiente den Preis; denn in ihm lag der Schwerpunkt des dargestellten Gedankens.

Während er den zerstörten Hoffnungen seiner Zukunft nachdachte, sah Nikolas Peters in seinem elegant eingerichteten Arbeitszimmer.

Er schien sich nicht ganz wohl zu fühlen. Der Spiegel zeigte ihm Stirnfalten, die erst seit einer Stunde ihre Runen in die glatte Stirn gegraben hatten. Er nagte an der Unterlippe und seine Augen gingen unter den buchigen, röthlichen Brauen unruhig hin und her.

Er erhob sich und lief im Zimmer auf und ab.

„Der ist unschädlich gemacht!“ flüßelte er für sich. Ein häßliches Lächeln spielte um seine Lippen. „Ganz unschädlich!“ sagte er nach einer Weile hinzu, als müßte er es sich selbst immer wieder betrafftigen.

„Was will er thun?“ fuhr er in seinem Selbstgespräche fort. „Die Unterschrift ist anerkannt, durch gerichtliche Sachverständige anerkannt.“

Einige leichte Schweißperlen traten ihm auf die Stirn. Er fuhr mit der Hand danach und wuschte sie weg. „Wer will mir die Fälschung nachweisen? Ich hab's beschworen, und damit punktum!“

Er setzte sich wieder an seinen Schreibtisch und stierte auf die unehoffenen Schriftzüge: Georg Lebbin.

„Ach was, wer tobt ist, kommt nicht wieder. Wir Lebenden haben das Recht!“

„Wir Lebenden? — Lebte der andere nicht auch? Hatte er nicht auch ein Recht?“

Die Ruhe um ihn wurde ihm plötzlich unheimlich, beängstigend. Draußen war es Abend geworden, und die Dämmerung huschte mit schweren Fittigen durch die Fenster. Sie hüllte alles in ihren grauen Schleier, umwo, verwischte und verhüllte. Nur die Schriftzüge „Georg Lebbin“ schienen nicht verwischen zu können. Sie standen noch immer klar auf dem Papier, das da vor ihm lag. Er konnte jedes Pünktchen daran erkennen.

Er nahm das Blatt und verschloß es im Schreibtische. Aber noch immer stand ihm die Unterschrift mit allen Einzelheiten vor Augen. Natürlich! Sie hatte sich seinem Bewußtsein unauslöschlich eingegrabe. Hatte er doch manche Stunde hinter verschlossener Thüre daran gearbeitet, sie nach einer anderen, echten Unterschrift zu kopieren.

Er fing wieder an, im Zimmer auf und ab zu wandern; aber er konnte keine Ruhe finden. Aus den Ordreideen im Tapetenmuster schienen sich ihm zusammengetaktete Häuße entgegenzutreten. Die Ornamente des Teppichs hoben sich von dem gelben Untergrunde wie erhobene Schwurfinger ab, und aus den Falten der Portieren schienen ihn strenge Augen anzustarren.

„Albernheit!“ sagte er laut und drehte das elektrische Licht an. Da war der Spul seiner Phantasie verschwunden.

Aber die folgende Nacht war lang, lang und schlaflos. —

Wenige Tage später kamen auf seine Anordnung Handwerker und umsetzten das Grundstück mit einem schmutzen Jaun, so daß es nun mit dem Gartenpart des Nikolaschen Hauses eins bildete. Er ließ es durch Gärtner mit Pflanzbüscheln und Hecken bepflanzen und bald erinnerte nichts mehr daran, daß der neue Gartenheil noch vor wenigen Wochen ein fremder Besitz gewesen war.

Nicht lange danach erfuhr er, daß

sein Nachbar Lebbin wieder nach Quedlinburg gezogen sei, und an diesem Tage glaubte er alles befeitigt, was ihn an jenen Prozeß erinnerte, der ihm so viele schlaflose Nächte eingetragen hatte.

Allein, irgend etwas war doch zurückgeblieben und schließlich war sein Schatten allen seinen Unternehmungen voraus. Er fand, daß seine Freunde kühler gegen ihn geworden waren. Viele Kunden der Stadt hatten ihm die Jahresaufträge nicht erneuert, und immer seltener wurde er auf der Straße begrüßt.

Sollte man etwa mißtrauisch geworden sein? Sagte man Argwohn? — Ja, ja, ganz gewiß! Er sah es den Leuten an, die mit ihm zu thun hatten, und er selbst fühlte es deutlich am unruhigen Flackern seiner Augen, wenn ihm jemand ins Gesicht sah.

Aber Beweise! Beweise hatte niemand! Die hatte nur er! Und das Gerede hinter seinem Rücken wollte er schon unterbinden. Er wollte auf dem Rondell in dem erschienenen Grundstück eine Figur aufstellen lassen, die symbolisch die Gerechtigkeit darstellte. Gerade in die neuen Parkanlagen sollte sie zu stehen kommen und die Rechtlichkeit des Erwerbes dokumentieren. Wer wollte dann noch die Stirn haben, zu denken oder zu sagen: Du hast das Grundstück durch Urkundenfälschung und Meineid gewonnen! — wenn auf dem umstrittenen Besitze das Symbol der Gerechtigkeit mit dem Schwert, dem Zeichen der Strafe (Einzug hielt? Und wenn er sich diesen Ort recht augenfällig zum Lieblingsplatz erwählte wie einer, der sich seines guten Gewissens im Angesicht der verzögerten und strafenden Gerechtigkeit freut und ihre Waage und ihr Schwert nicht zu fürchten braucht? —

Er beauftragte einen Kunstaagenten mit der Ausführung seines Planes, kam aber trotzdem nicht zu innerer Ruhe. Häßliche Traumbilder füllten seine Nächte und brachten ihm um den Schlaf. Der Arzt empfahl ihm, einen Jaandaufenthalt im Gebirge zu nehmen oder einige Wochen zu verreisen. Das schien ihm selbst das Beste. Unter dessen mochte sein Hausmeister die Aufstellung des Monumentes leiten. Wenn er dann wiederkehrte, würde bereits Gras über die ganze Sache gewachsen sein.

Der Herbst war ins Land gezogen. Die Bäume im Park Nikolas Peters hatten diese ihrer Blätter zu Boden fallen lassen. Auch das Buchwerk begann sich zu lichten und erlaubte neugierigen Passanten einen tieferen Blick in den herrschaftlichen Garten und über seine Rosenflöden und Beete.

Wenige Tage vor der Rückkehr des Besitzers hatte sich vor dem neuen Theil des Gartens eine neugierige Menge angeammelt. Zwischen den Büsten hindurch sah man das leuchtende Weiß einer Marmorfigur schimmern.

„Was stellt es denn dar?“ fragte einer.

„Ich kann nur das Antlitz der Frau sehen. Ich glaube, es ist ein Denkmal des alten Lebbin.“

Es war der „Brunnen der Gerechtigkeit“, den der Zufall durch die Hände des Agenten hierher verschlagen hatte.

Die Gerechtigkeit war als ein Jüngling dargestellt, der in seiner Linken eine Waage emporhob, deren Schalen einander das Gleichgewicht hielten. Die Rechte hatte den Knäuel eines Schwertes gefaßt, dessen Spitze zu Boden gefenkt war. — Es war die Allegorie der Gerechtigkeit, wie sie die Griechen so sinnig und bedeutungsvoll zu bilden gewußt hatten. Nur eine Variante hatte sich der Künstler gestofft. Nicht mit der Linde über den Augen, dem Zeichen der Unbestechlichkeit, hatte er seine Gerechtigkeit dargestellt, sondern den Blick frei und offen emporgerichtet, den Kopf leicht gegen den Himmel gehoben. Dieses Gesicht war wohl das Vollendetste an der ganzen Figur. Klar und natürlich jede Linie, sprechend und lebendmend in jeder Phase. Man konnte es streng nennen. Die hohe Stirn u. die emporgerichteten Augen verriethen in nichts Theilnahme an dem Rechtspruch, der eben gefällt zu sein schien, sondern trugen den Ausdruck abgeklärter Weltferne. Der Figur zu Füßen sahen Erinnen als Symbol des penigenden Gewissens, die Krallen in den Marmorhohl geschlagen und die geküßelten Schwingen zur Verfolgung bereit. Die geöffneten Schängel ihrer vorgestreckten Hälfe spien Wasser in den Steinbottich, der das ganze Kunstwerk nach unten hin stillvoll abschloß. — Die Harmonie des Gedankens war so gewahrt, daß einem erregbaren Betrachter ein Schauer über den Folgen begangenen Unrechts über die Seele zog.

Wenige Tage, nachdem das Monument aufgestellt inmitten des erschrittenen Grundstückes erhalten hatte, lebte Nikolas Peters von seinem Gebirgsaufenthalt heim. Seine Gestalt war wieder aufrecht, und die Schritte klangen hart und fest wie Kommandoton auf dem Pflaster, als er durch die stille Mondnacht seiner Villa zuschritt. Noch mehr straffte sie sich zur ganzen Größe empor, als er seinen Park betrat. Es war, als ob er durch sein gesteigertes Selbstbewußtsein die grauen Schatten verjagte wollte, die sich ihm Anblick des neuen Gartenheiltes schon wieder um seine Seele zu

legen begannen, und er beschleunigte seine Schritte, als fürchte er sich in der weiten Einsamkeit seines eigenen Besitzes.

Da hörte er plötzlich dicht neben sich das Plätschern herniederfallenden Wassers. Erstarrt blickte er auf und stand wie angewurzelt vor dem Brunnen, dessen weiße Marmorstatue sich wie eine übernatürliche Erscheinung aus den aufsteigenden Nebelschleiern löste.

„Georg Lebbin!“ stieß er hervor und stand bleich und zitternd. „Georg Lebbin, was willst du hier auf meinem Grundstück?“

Starr und kalt blickte die Marmorstatue über ihn hinweg. Und doch — war es nicht, als ob die steinerne Stirn sich gerunzelt hätte? War nicht die eine Waagschale bei seiner Frage gesunken? Hatte sich nicht das Schwert etwas gehoben? Wie die Erinnen ihre Köpfe reckten, wie sie ihn antizierten! wie an jenem Abend nach dem Meineid die Augen aus den Portieren seines Zimmers! Und die Krallen, als ob sie sich streckten und ihn fassen und halten wollten! Er griff nach der Stirn. Kalter Schweiß lief ihm zwischen den Fingern hinüber.

„Georg Lebbin, — ich habe — dich — nicht — gerufen!“ Er schrie es wie ein Wahnsinniger.

„Georg Lebbin, — was willst du — auf meinem — Grundstück?“

In grauem Entsetzen rief er das Jagdgewehr von der Schulter und schlug mit dem ausgeholten Kolben nach der Brunnenfigur. Da schien diese Leben zu bekommen, einen Augenblick nur, aber er sah es klar und fühlte es deutlich: die Gerechtigkeit umschlang ihn mit ihren ehernen Armen und presste ihn — presste ihn, daß der Atem still stand. Er wollte schreien, aber nur ein heiseres Köcheln ging ihm aus der Brust hervor.

„Georg Lebbin, ich — gebe — dir — das Papier — zurück! Papier — zurück!“

Die Diener kamen mit Lichtern und Laternen aus dem Hause gestürzt und sahen Nikolas Peters unter der umgeflürzten Marmorfigur hervor, die mit dem frenagen Gesichtsausdruck eines gerechten Richters auf ihr Opfer herabsah.

Als der Arzt an das Bett des Köchelnden trat, kam er eben noch zu recht, um die letzte Weichte des Gerichteten anzuhören.

„Sollen wir Kindern Taschengeld geben?“

Groß ist die Zahl der Menschen, die trotz aller Tüchtigkeit im Leben Schiffbruch leiden, weil sie nicht mit Geld herumzugehen wissen. Wenn man sich diese Leute näher ansieht, so sind es meist solche, die nicht von jung auf an den Umgang mit Geld gewöhnt worden sind, ja, die überhaupt nur selten Geld — zumal größere Summen — zu sehen bekommen. Der Uebergang vom Nichthaben zum Haben und zum Werthhaben vollzieht sich bei ihnen so schnell und frühzeitig, daß sie sich den veränderten Verhältnissen nicht anpassen können. Darum ist es ein Hauptverordner bei der Familienziehung: Gewöhne Dein Kind an den Umgang — den kontrollirten! — mit Geld! Das geschieht am sichersten dadurch, daß man den Kindern Taschengeld gibt, von dem es allerlei kleine Ausgaben zu bestreiten hat. Doch muß jedes Kind angefaßt werden, denn jedes Kind muß seiner Eigenart entsprechend befaßt werden. Aber von wann ab soll man Taschengeld geben? So

bald wie möglich, also, sobald das Kind das Geld kennt, das ist etwa im siebenten bis neunten Jahre. Man muß das Zutrauen haben können, daß das Kind überhaupt fähig ist, über eine kleine Summe zu verfügen. Schon in der Zeit, bevor das erste Taschengeld ausgehändigt wird, sollte von den Eltern wie ganz zufällig in Gegenwart des Kindes davon gesprochen werden wie von einem wichtigen Ereigniß. Am besten ist es, dem Kinde zu sagen, was es vom Taschengeld zu bestreiten hat, doch sollte man keine Vorschriften über die Verwendung des überschüssigen Geldes geben; das Kind soll eben selbstständig darüber verfügen lernen. Natürlich ist aber eine beständige Kontrolle der Ausgaben nöthig. Darum suche man das Kind vorzüglich dahin zu bringen, daß es ein Ausgabenbuch führt. Aber auch mo dies nicht zu erreichen ist, soll doch eine Kontrolle stattfinden, doch hat das Kind davon nichts wissen. Sonst könnte es leicht in Heimlichkeitserei verfallen. Es muß der Meinung sein, daß es das volle Vertrauen der Eltern genießt. Wie aber, wenn die Eltern merken, daß ihr Kinder nicht den richtigen Gebrauch vom Gelde machen? Da heißt es, auch wirklich zum guten Kern im Kinde Vertrauen haben. Man muß ihm Zeit lassen, sich wieder zurecht zu finden. Es gäbe gewiß z. B. weniger Diebe in der Welt, wenn sie bei den ersten Versuchen nicht gleich erfaßt und vor allem, wenn sie nicht gleich entzerrt öffentlich bestraft worden wären. Also Vertrauen! Aber auch dann, wenn man glaubt, einschreiten zu müssen, verhalte man sich nicht, daß man um des Kindes Entsetzungen weiß, sondern fordere es vielmehr möglichst auf, Rechenschaft über sein Taschengeld abzulegen und knüpfe daran ein paar kurze Ermahnungen. Mit Entziehung des Taschengeldes drohe man nicht zu schnell und wirkliche Entziehung lasse man erst nach reiflicher Erwägung eintreten.

Wieviel Taschengeld soll man geben? Das richtet sich natürlich danach, was alles davon betritten werden soll. Es was davon zu sparen, muß möglich sein. Man beginne aber mit recht kleinen Summen. Langsam und vorzüglich steigere man, jede Zulage gelte als Belohnung für gutes Werthhalten, jedes Zurückgeben drücke einen Tadel aus.

Je selbstständiger das Kind mit Geld umzugehen lernt, desto weiler lege man nach und nach die Auszahlungen auseinander. Erst gebe man etwa alle drei, vier Tage, später an jedem Sonntag (oder vielleicht noch besser am Montag, weil am Sonntag die Verführung größer ist), noch später alle 14 Tage oder drei Wochen.

So bekommt der junge Mensch — wenn man noch dazu auch die Summe steigert — noch und noch immer mehr Geld in die Hände, und es müßte dem wunderlich sein, wenn das Experiment — denn ein solches bleibt es trotzdem — nicht aelinau und es dadurch glücken sollte, ihn an den rechten Umgang mit Geld für's ganze Leben zu gewöhnen.

Der Storch.

„Hänschen, heute Nacht hat Dir der Klapperstorch ein Brüderchen gebracht.“

„Ich habe es gehört, Papa. Du sagstest noch zu ihm: dreißig Mark sind doch für Ihre Bemühungen genug.“

„Aha!“

Frau: „Wie aufmerksam der junge Herr Müller gegen seine hübsche Frau ist!“

Mann: „Ich wundere mich gar nicht, daß es Dir auffällt, aber man muß Dich falsch unterrichtet haben. Sie sind noch nicht verheiratet.“

Die nachgelieferten Grobheiten.

Ein Rechtsanwalt erhielt eines Tages folgenden Brief: „Sehr geehrter Herr Rechtsanwalt! Du Lump, Du Betrüger, Du betrügst alle Leute, Du schufst, Du schwein, Du Hund. Mit vorzüglich Hochachtung Ihre Schulze.“ Schulze hatte ein paar Tage zuvor den Rechtsanwalt um Rechtsbeistand in einer Beleidigungsklage gebeten. Da ihm die beleidigenden Ausdrücke nicht einfielen, sollte er diese schriftlich mittheilen, was er auf obige Weise machte.

„Aha!“

„Ohne Geld kann man heutzutage nichts machen!“

„Doch!“

„Was denn?“

„Schulden!“

Der malitiose Richter.

„Angeklagte können Sie sich vielleicht noch erinnern, wann Sie geboren sind?“



Unteroffizier (zum Einjährigen, der immer daneben tritt): Na, Herr Doktor, Sie denken wohl, Sie haben Ihren Hausknecht in der Hand, mit dem Sie's Schlimmsten nicht treffen!

„Fremder: „Warum wird denn hier ein geräuschloses Pflaster um das Rathhaus gelegt?“

Bürger: „Damit man das Geld nicht fallen hört, das der Magistrat allseits zum Fenster hinauswirft.“

„Nichtigstellung.“

„Hast du's schon gehört? Der Bankier Geiertrall hat bei der verdient im Hundstrecke ein Million!“

„Du willst sagen im Halsumdrehen!“

Es geht ihm schon besser.

„Wie geht's dem Papa mit der Schwerhörigkeit?“

„Dante, besser. Gestern Abend, als Mama sang, hat er sich schon die Ohren zugehalten.“

Eingelegt.

„Sie haben sich also gut eingelegt hier im Ort, Frau Doktor?“

„D ja! Zuerst kommt ich allerdings keinen Anschlag finden, aber jetzt bin ich schon mit sämtlichen Damen der Stadt verfreundet!“

Nichts leichter als das!

A.: „Hatten Sie es für möglich, daß ein Mensch 25 Nächte hintereinander nicht schläft und dabei 25 Tage lang nichts isst?“

B.: „Warum nicht? Er braucht ja bloß bei Nacht zu essen und den Tag über zu schlafen!“

Die Externsteine im Teutoburger Wald.

Wie die gewaltige steinerne Wächler stehen die dreißig bis vierzig Meter hohen Sandsteinfelsen von der Hornor Seite her am Eingang des Teutoburger Waldes. Wahrlich nach den Eltern oder Nachfahren, die dort niethen, so benannt, sind diese von den Wässern der Jahrtausende ausgewaschen, zum Theil grotesk geforneten Nischenäulen wahrlich schon in heidnischer Zeit Opferstätten gewesen. Sicher wurde schon in frühchristlicher Zeit Gottesdienst dort abgehalten, wie eine kapellenartig gefornete Höhle im Grunde des



Die älteste Darstellung der Kreuzabnahme in Deutschland an den Externsteinen im Teutoburger Wald.

größten Felsens und eine später entstandene Kapelle auf der Spitze eines andern beweisen. Auch das ehrwürdige, stark verwitterte Steinbild, das neben der unteren Kapelle in den Fels gemeißelt ist und die Bewunderung aller Alterthumskenner erregt, legt dafür Zeugniß ab. Das etwa ums Jahr 1200 entstandene Bild von 16 Fuß Höhe und 12 1/2 Fuß Breite stellt eine Kreuzabnahme dar, über deren Deutung sich freilich die Gelehrten nicht ganz einig sind. Aus dem Baum der Erkenntniß, unter dem Adam Lindwurm umringelt, knien, wächst ins obere Bild hinein ein Kreuzesstamm, von dem der Ge- und Eva, vom furchtbaren



Die Externsteine im Teutoburger Wald.

kreuzigte eben abgenommen wird. Ritobennis und Joseph von Arimathia fangen ihn in den Armen auf, Johannes und Maria trauern zu Seiten des Kreuzes, Mond und Sonne verhüllen weinend das Haupt. In der Mitte aber schaut Gott-Vater nieder und hält neben der Siegesfahne die Seele des Eingeborenen im Arm, die wieder Kindesgestalt angenommen hat. Welche Tiefe des Glaubens und der Einfalt wohnten in der Brust des Künstlers, der dies molte Relief geschaffen hat.



Die Externsteine im Teutoburger Wald.